

Finale

«eppis, wa mer warm git bim plange»

Angelia Maria Schwaller legt mit «dachbettzyt» Gedichte in Senslerdeutsch vor.

Alexander Sury

Sie fühlt sich wie «troches à auts broot», das eingeschlossen ist in seiner Hand und langsam zermahlen wird. Und nachher, wenn diese Faust ihr gewalttätiges Reibwerk vollbracht hat, werden die Überreste achtlos weggeworfen: «nay / we aus verby isch / schmiizeschü mier / verbroomsmet / üfe stiibode / züm frass vor.» Diese ebenso kraftvolle wie unverbrauchte Metapher für das Ende einer Liebe entfaltet ihre suggestive Kraft bis zum bitteren Ende: «verströit kyen i / d ritzen / ay ü gange / verloore.» Wer sich, wie die 25-jährige Freiburger Autorin Angelia Maria Schwaller selber mit leiser Ironie bemerkt, in einer «randständigen Mundart» wie dem Sensler Dialekt schreibt, der muss zu den meisten Gedichten auch diverse Fussnoten nachliefern. Im Gedicht «verbroomse» etwa heisst es erklärend: «schmiizeschü: wirfst du - nay: nachher - ay: hinunter.»



Keine 30 Kilometer westlich von Bern jenseits der Sense wird dieser gutturale, für manche Ohren etwas grobschlächtige und zugleich seltsam archaisch klingende Dialekt gesprochen. Liest man nun mit wachsender Begeisterung diese rund 40 Liebesgedichte im ersten Lyrikband der zweifellos begabten Autorin, so wähnt man sich zuweilen mitten in einem mittelhochdeutschen Minnesang - und doch ist die Gefühlswelt der Gedichte durchaus zeitgenössisch. Angelia Maria Schwaller evokiert in diesem geografisch nahen und gleichzeitig fremdartigen Dialekt mit filigranem, vor kitschigen Ausrutschern und stumpfen Bildern gefeitem Sprachgefühl ein facettenreiches Panorama von Liebesglück und Liebesleid.

Die Gedichte streben dem Liebeszaubers des Beginns zu und sind in drei Kapitel gruppiert: vom «endi» über den «wääg» zurück zum «aafang». Ein Paar hängt wie zwei Marionetten an einem Faden, «zuefällig verwöschelt / im eewig glyche / spüü // u chäme nit vanann / los». Eine Frau wendet sich von der Welt ab, schliesst die Türen hinter sich, versteckt sich, «ü derbyy bün i dier scho / ünderlääge / wüü dy schlüssü / passt.» Der Zusammenstoss kann zwei Menschen auch in einen rauschhaften Schwebestand versetzen: «wier zye lynie / dür d nacht / schneewyss / ü sydegraad.» Ein Ende dieser Glückseligkeit ist nicht in Sicht, man ist sich selbst genug, und überhaupt: «hörti grünn / gits ging gnu.» Das Wort «grünn» wird nicht übersetzt - aber es kann nichts anderes als «gringe» bedeuten. Oder?

Angelia Maria Schwaller: *dachbettzyt*. Knapp-Verlag, Olten. 80 S., 23.90 Fr.

Arzt und Musiker, Bettler und Clown

Der Dokumentarfilm «L'ombrello di Beatocello» von Georges Gachot ist der mittlerweile fünfte Teil einer faszinierenden Langzeitbeobachtung des grossen humanitären Werks von Beat Richner in Kambodscha.



Beat Richner spielt nicht allein virtuos Cello, sondern bittelt mit ebenso aussergewöhnlichem Können. Foto: zvg

Fred Zaugg

Da stehen festlich gekleidete Schulkinder stramm zum Fahnenaufzug. Ihr Gesang - oder ist es ein Gebet? - lässt jedoch alles militärisch Anmutende weit zurück und handelt davon, dass diese Kinder zwar verschiedene Nationalitäten haben, aber gemeinsam Buddha respektieren wollen. Mit diesen unerwarteten Bildern aus dem Jahr 1999 holt der Musikfilmautor Georges Gachot sein Kinopublikum nicht nur nach Kambodscha, sondern mitten in die Eröffnungszeremonie eines neuen Kinderspitals in Siem Reap unweit der berühmten Tempel von Angkor.

Es war schon das dritte Spital, das der Schweizer Arzt Dr. Beat Richner im Beisein von König Norodom Sihanouk eröffnen konnte. Es folgen Bilder mit grosser Symbolkraft: ein Knabe in einem Lotusfeld, ein junges Gesicht, eine Schulstube, in welcher der Weg zum Kinderspital Kantha Bopha Thema ist. Tausende haben ihn bereits gefunden. Endlos bewegt sich die Warteschlange der Mütter mit ihren leidenden Kindern zum Eingang und in die grossen Wartehallen, wo Ärzte und Pflegepersonal sie kostenlos behandeln.

Viel später wird Beat Richner sagen: «Jedes Kind ist ein Individuum.» Georges Gachot gibt denn auch der Masse der Hilfesuchenden sogleich einen Namen: So Chea, vierjährig. Das Mädchen liegt im Koma, weil die Eltern seine Masern

mit Krötenblut heilen wollten. Zwölf Jahre später findet der Dokumentarfilmer das damals gerettete Mädchen wieder und filmt sein Wiedersehen mit Beat Richner. Das sind Filmbrücken, die mehr sagen als viele Worte.

Wille, Können, Hingabe

«L'ombrello di Beatocello» ist der fünfte Film, den Georges Gachot über das Werk des Schweizer Arztes gedreht hat, der gleichzeitig Musiker, Bettler und Clown oder Kabarettist ist. Im Fachjargon der Dokumentarfilmer spricht man von einer Langzeitbeobachtung, wenn jemand von 1996 bis 2012 einem Thema die Treue hält. Ursprünglich reiste Gachot 1996 nach Kambodscha, um Musikaufnahmen zu machen. Beat Richner spielte in einer Pagode am Ufer des Mekongs die Cello-Suiten von Johann Sebastian Bach. «Bach at the Pagoda» hiess denn auch der nicht geplante Film,

Hoher Besuch König Norodom

Gegenwärtig weilt der König von Kambodscha, Norodom Sihanouk, in der Schweiz. Heute Mittag findet im Zürcher Grossmünster ein Konzert statt, am Sonntag wird in Anwesenheit des Königs im Zürcher Kino Arthouse «L'ombrello di Beatocello» gezeigt. Am Sonntagmittag spielt Beatocello in der Klosterkirche Einsiedeln. (fz)

der aus der bewegenden Begegnung mit dem Kinderarzt und seiner Arbeit hervorging.

Auf faszinierende Weise gelingt es nun beim jüngsten Werk, nicht nur Neues zu vermitteln, sondern aus dem 16 Jahre umfassenden Fundus einen Film zu komponieren, der die ganze Komplexität und Genialität der Persönlichkeit Beat Richners und seines immer noch wachsenden Werks umfasst. Welch eine Nähe von Cellospiel und Heilkunst, von Zeugnissen der jungen Kollegen heute und Auftritten des jungen Musikers von einst. Und stets ist das Engagement spürbar, sein Wille und sein Können, stets geprägt von Hingabe, Verständnis und feinem Humor.

Beat Richner konnte seinem Konzertpublikum, ohne mit der Wimper zu zucken, sagen, er fordere von den Jungen Blut, von den Alten Geld und von den vielen dazwischen beides für die Kinderspitäler in Kambodscha.

An ein Aufhören denkt er nicht

Er spielt nicht allein virtuos Cello, sondern bittelt mit ebenso aussergewöhnlichem Können. Millionen hat er zusammengetragen. Als Illustration zeigt Georges Gachot Beat Richner in einem Film aus dem Jahr 1978; unter einem Schirm singt er als trauriger Clown auf dem Zürcher Paradeplatz das jiddische Lied «Wovon leben Menschen» für die Passanten: «Was ist Glick? Glick ist mit

Liebe leben.» Und dann packt der junge Richner unvermittelt Schirm, Sammelhut und Instrument zusammen: «Jitz mues i ga schaffe!»

Der eben 65 Jahre alt gewordene Beat Richner erinnert sich beim Wiedersehen dieses Filmdokuments daran, dass er schon immer Visionen gehabt hat: «Von der Vision zur Umsetzung ist es aber ein langer Weg. Der Weg von der Idee zur Verwirklichung ist schwierig. Wenn man ein Spital baut, hat man nur das Gebäude. Man muss es ausrüsten, die Leute ausbilden, die Löhne für das Personal sicherstellen. Und man muss zu hundert Prozent verfügbar sein. Vor allem angesichts des riesigen Andrangs von Patienten.»

«L'ombrello di Beatocello» zeichnet ein intimes Porträt von Beat Richner und seiner Welt: 2012 feiert er gleichzeitig zwei Jubiläen. Seine Künstlerfigur Beatocello wird vierzigjährig, und er hat insgesamt 20 Jahre in Kambodscha verbracht. Dass er auch noch das Pensionsalter erreicht hat, verschweigt er, denn an ein Aufhören kann er nicht denken. Die Kinder brauchen ihn. Und sein Werk braucht uns.

Der Film wird heute um 10 Uhr im Rahmen der «Bund»-Filmmatinee im Kino Movie 1 gezeigt. Es sind noch einige Eintrittskarten vor Aufführungsbeginn zu haben. Der Film läuft ab dem 10. Mai im regulären Kinoprogramm.

Sendungsbewusst Simone Meier

Ivo aus der Schatzkiste

Also, ich finde wirklich, dass der Schweizer Coop- und Fernsehkoch Ivo Adam in Ascona einen guten Job macht, er hat mit seinen vielen Restaurants den Ort am Lago Maggiore aus dieser kulinarischen Tristesse gerissen, die schmeckte wie alte Vico-Torriani-Filme. Es tut mir auch leid, dass Ivo Adam und seine Freundin - er klagte das letzte Wochenende in «Glanz & Gloria» - fast keine Zeit mehr füreinander haben und sich in ihrer Villa in Ascona oft nur alle zehn Tage sehen, und dann reicht es einzig für ein Müntschli im Morgengrauen, weil er sich wieder hinter einen Herd, auf den eine Kamera gerichtet ist, stellen muss. Man nennt das wohl die Erfolgsverwahrlosung einer Beziehung.

Jetzt hat Ivo Adam noch viel mehr zu tun, es kommt ja in einem Hölletempo eine Folge um die andere von «Schwiizer Chuchi mit Ivo Adam»

(SF1), ich habe mir davon 1,35 Folgen angeschaut und muss sagen, da hat das Schweizer Fernsehen aber wieder einmal tief in seine nimmerleere Schatzkiste des Heimatschutzes gegriffen. Das fängt schon bei Ivo national an, der sich hier eines so breiten Berndeutschs bemüssigt wie noch nie vorher. Und das geht mit der Schwiiz



Er hat das feu sacré: Ivo Adam. Foto: zvg

weiter, die bisher eine radikal ländliche war, aber das ist man von SF ja gewohnt, es gibt da ja quasi die Abteilungen «SF daheim», wo kernige Jungmänner wie Nik Hartmann die Schönheiten der Heimat feiern. Und dann gibt es die Abteilung «SF im Exil», wo zarte junge Frauen in die Ferne geschickt werden, die immer anders ist und immer auch ein bisschen gefährlich.

So, jetzt hab ichs wieder mal gesagt. Weil ichs wieder mal gesehen hab. Wie der Ivo Adam nämlich einer kleinen alten Frau in einem klitzekleinen Haus irgendwo auf dem Land versuchte das Kochen beizubringen. So sah es jedenfalls aus, in den zehn Minuten, die ich von der einen Folge gesehen habe. In der zweiten ging er dann mit den Worten «Z Bärneroberland isch schön» in selbiges, genauer an den wunderschönen Blausee, wo er den Blauseehotelchef mit «Hi Peter,

schööön!» begrüsst und die «fangfrüschie Foräue» mit einem herzlichen «Das meerk me, dasch äbä schööön» bedachte und zu den Rüebli sagte «Schwiizer Rüebli si die beschte». Gerne griff er zu seinem eigens für Coop designten «Flöör dö sel» und mischte «Öpfu, Öpfukaapere, Rucola, Olivenöl - hammermässig».

Was ich aber unumwunden zugeben muss: Gefilmt war das schön! Da war kein blauerer Blau als das des Blausees denkbar! Göttlich vermählten sich die crazy Berge im Bild mit dem urigen Granit von Ivo Adams Mörser! Und erst die hammermässigen Super-Bio-Foräue, die 18 Monate lang gehätschelt werden, bevor sie... Ach, Sie sehen schon, ich will da hin. Ich will das essen. Oder wie Ivo Adam das recht schön sagte: «Und so träit jedi Foräue d Sorgfaut vo irne Züchter und d Idüue vom Blausee i d Schwiiz use.» En Guete.

Tagestipp Auawirlebn



Bühne frei für: The Best Sex I've Ever Had

Im Sommer 2009 konnte man in Toronto Plakate sehen mit dem Aufruf: «Are you over 65 and still thinking about sex? We want to talk (just talk!!) to you!» Es waren viele, die mit über 65 noch an Sex dachten und anriefen. Am anderen Ende der Leitung befand sich die kanadische Theatergruppe Mammalian Diving Reflex. Aus einer intimen Multimedia-Performance wurde ein Work in Progress, das jetzt Station macht in Bern. (klb)

Schlachthaus-Theater Bern, Samstag, 22 Uhr, Sonntag 20 Uhr.